

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 16.

Berlin, Montag den 6. Februar

1843.

Frankeich.

Physiognomie der Schreckenszeit.

Gefängnisse. — Fouquier Evêque. — Colloquet.

Man kann sich nichts Eigenthümlicheres und Außerordentlicheres denken, als den Anblick von Paris in der Schreckenszeit: man sah keine reiche Equipagen, keine Livreen, keine bürgerliche Wagen mehr; alle Luxus-Pferde waren in Requisition gesetzt für die vierzehn Armeen der Republik; die Fialer waren fast ganz verschwunden, und wenn noch einige in den Straßen der Hauptstadt, die sonst so lärmend, so belebt und jetzt so still waren, sich sehen ließen, so mußten sie im Schritt gehen: das souveraine Volk, aus zügellosen Sansculotten und lieberlichen Dirnen bestehend, nahm die Mitte der Straße ein, und wehte dem Kutscher, der einen von diesen zerlumpten Potentaten nur angestossen hätte! Das Revolutions-Tribunal war sogleich bei der Hand, ihn auf dem Schaffot sein Aristokraten-Verbrechen büßen zu lassen, wenn nicht der unsaubere und unbeschulte Souverain es für gut fand, selbst den Henker zu machen und mit seinen nicht sehr feinen Händen den Beleidiger der Nation an die erste beste Laterne des Viertels aufzuhängen.

Die männliche Kleidung war im Allgemeinen sehr einfach: sie bestand aus einem Pantolon, einer Jacke mit Ärmeln und einer rothwollenen Mütze; man trug gewöhnlich einen enormen Stock in der Hand. Die Frauen hatten die Hüte, die Blumen und Bijouterieen abgelegt; ihr Kostüm bestand aus einem einfachen leinenen Rock, einem Halstuch von Musselin und einer Linon-Haube, die mit einer ungeheuren dreifarbigten Kolarde besetzt war. Alle Hotels standen leer, und an der äußeren Wand eines jeden las man die Inschrift: Propriété nationale à vendre; wie man auf dem Thor der Kirchhöfe, deren es damals viele gab, las: Champ du repos. Es gab in der That für den Gerechten keine andere Ruhe als im Grabe.

Die Hungernoth nahm zu; aber wenn das Volk kein Brod hatte, so wurde es dafür desto reichlicher durch Schauspiele entschädigt; es wurden jede Woche Gratis-Vorstellungen in allen Theatern gegeben. Folgendes ist eine Probe des Stils, in welchem die Theater-Zettel abgefaßt waren:

Auf Befehl und zum Vergnügen des Volks
(De par et pour le peuple).

Die Schauspieler des Theaters der Republik werden heute, an der ersten
Sansculottide, aufführen:

Das jüngste Gericht der Könige,
und hierauf

Die Ehe des Kapuziners.

Das Gras wuchs in den Vorstädten Saint-Honoré und Saint-Germain, und der Tuilerien-Garten war mit Kartoffeln bepflanzt. Endlich, damit sich Alles in diesem Zustand glücke, erschien die Pariser Kommune in corpore vor dem Konvent und beschwor ihn, durch ein Dekret die sofortige Verbrennung aller Bibliotheken zu verordnen. Am folgenden Tage verlangte der Bürger Javouques, da die Guillotine noch nicht schnell genug arbeite, so solle man täglich dreihundert Gefangene nach der Ebene Grenelle führen und sie daselbst niederschleusen. Hierauf ruft Colloquet d'Herbois: „Javouques ist nur ein elender Moderirter; ich, ich verlange, daß man unter jedes der fünf- undsiebzig Gefängnisse von Paris eine heilsame Mine grabe und diese sofort anstecke.“

In der That waren, trotz der zahlreichen Hinrichtungen, welche täglich stattfanden, die fünf- undsiebzig Gefängnisse von Paris überfüllt, und zwar in dem Grade, daß epidemische Krankheiten unter den Gefangenen ausbrachen und so die Pest den Henkern zur Hand ging. Der Despotismus, die Grausamkeit einiger Kerkermeister waren fürchtbar: man weigerte den Gefangenen Licht; man wehrte ihnen, mit ihren Verwandten, ihren Freunden, sey es auch nur durch das Sprachgitter, zu kommunizieren; selbst einen Arzt für die sterbenden Kranken zu holen weigerte man sich. Alle Nahrungsmittel, die man den Gefangenen von außen brachte, wurden in denselben Kübel geworfen, alle Weine in dieselbe Tonne gegossen, und wer sich über diese ekelhafte Vermischung beklagte, bekam die Antwort: „Hund von Aristokrat, weißt du nicht, daß du das Glück hast, unter dem Regiment der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit zu leben? ... Glaubst du, man wird die Stücke für einen Verbrecher, wie du, aussuchen? Das verlohnte die Mühe nicht, denn morgen wird dir vielleicht schon der Brodgeschmack verdorben seyn; unsere heilige Mutter, die Guillotine, wird sich beissen, die Republik von

all diesen verschworenen Schurken, den Agenten Pitt's und Koburg's, zu reinigen.“

Auf die Anklage, daß er arme widerspännige Priester unterstützt habe, wurde der Marschall de Mouchy verhaftet und in das Gefängnis la Force geführt; als er bald darauf mit seiner Frau nach dem Luxembourg gebracht wurde, wurde er hier, eben so wie die Marschallin, von allen Gefangenen mit besonderer Rücksicht behandelt. Alles sprach von ihnen nur mit einer Art Verehrung. Indeß sollte Herr de Mouchy sterben, sein Tod war beschlossen; der verhängnisvolle Tag erschien. Als man ihn abholen ließ nach der Conciergerie, die gleichsam der Vorhof des Revolutions-Tribunals war, bat er den, welcher ihm ankündigte, daß er in die Gerichtshube hinabsteigen müsse, höflich, er möchte kein Geräusch machen, damit die Marschallin kein Weggehen nicht bemerke. „Sie war die letzten Tage sehr krank“, sagte er, „und ist noch sehr leidend.“ — „Krank oder nicht“, antwortete der Schließer, „sie muß doch auch kommen; sie steht auf der Liste, und ich werde sie gleich holen.“ — „Nein“, erwiderte der Marschall, „da sie einmal kommen soll, so werde ich es ihr sagen.“ Mit festem Schritt steigt der achtzigjährige Herzog von Mouchy herauf in das Zimmer seiner Frau. „Madame“, sagt er, „Sie müssen herunterkommen: Gott will es, und Sie sind eine zu gute Christin, um sich nicht mit Ergebung in den göttlichen Willen zu fügen. Uebrigens gebe ich mit Ihnen; ich verlasse Sie nicht.“ Die Nachricht, daß Herr von Mouchy nach dem Tribunal gehe, verbreitete sich im Nu durch alle Zimmer; der Rest des Tages war für die Gefangenen eine Trauerzeit. Die meisten entfernten sich von den Punkten, wo man diese berühmten Opfer konnte vorübergehen sehen, denn sie fühlten nicht die Kraft, dieses Schauspiel zu ertragen; andere dagegen bildeten eine Reihe auf ihrem Wege, um ihnen einen letzten Beweis ihrer Achtung und Theilnahme zu geben. Einer von den Gefangenen erhob seine Stimme und sprach: „Nuth, Herr Marschall!“ Herr von Mouchy sah ihn an und antwortete mit einer Stimme, in der man nicht die geringste Bewegung bemerkte: „In meinem fünfzehnten Jahre bin ich für meinen König Sturm gelaufen; in meinem achtzigsten Jahre werde ich für meinen Gott das Schaffot besteigen, und der Nuth wird mir hier nicht mehr fehlen als damals.“

In dem Gefängnis du Plessis war der Hof, wo die Männer ein wenig Luft schöpfen konnten, durch eine Mauer von der weiblichen Seite getrennt, und eine Gasse bildete die einzige Communication zwischen ihnen. Dabin begab sich jeden Morgen der Sohn der Madame Kolly. Dieses fromme Kind, welches in das Jünglingsalter trat und schon alle Leiden des Lebens kannte, kniete vor dieser Gasse nieder, und indem er den Mund an das Loch legte, wechselte er mit seiner Mutter einige zärtliche Worte. Dabin kam einst sein jüngerer Bruder, der drei Jahr alt und bei der Mutter geblieben war, um ihm zu sagen: „Mama hat diese Nacht weniger geweint; sie hat ein wenig gerührt und wünscht dir guten Morgen: Lolo, der dich sehr liebt, sagt dir dies.“ Durch diese Rinne endlich ließ die unglückliche Mutter, als sie in den Tod ging, ihrem älteren Sohn ihr langes Paar zukommen, als das einzige Erbtheil, das sie ihm hinterlassen konnte.

In dem Gefängnis la Bourbe trat eines Tages ein Schließer in das Zimmer, das der Marquis de Lavalette, ein ehemaliger Garde-Offizier, mit seiner Frau bewohnte. Dieser Gefangene spielte gerade Ball im Garten. Da das Fenster in den Garten hinausging, so bemerkte der Schließer sofort den Marquis. „Rufe deinen Mann, sagte er zur Marquisin. — „Meinen Mann! und wozu?“ — „Keine Fragen; eile dich, zu gehorchen.“ — „Lieber Freund, sagt mir, warum, ich beschwöre euch.“ — „Das sind mir Umstände! er soll nach dem Revolutions-Tribunal, wo man ihn erwartet.“ Madame Lavalette fiel bewegungslos zu Boden. Von dem Schließer herbeigerufen, bat Lavalette nicht den Nuth, sich zu entfernen, bevor er der Marquisin geholfen und sie geküßt hat. Da umschlingt diese Unglückliche den Hals ihres Mannes und ruft, ihn fest an sich drückend: „Mit ihm! mit ihm!“ Man trennt sie mit Gewalt, und die Unglückliche verliert den Verstand, um ihn nicht wieder zu bekommen.

Man sucht im Gefängnis Port-Libre den tugendhaften Malesherbes und seine Familie, um sie vor das blutige Tribunal, das schon seinen Schwiegersohn, Herrn von Rosambo, aufs Schaffot geschickt, zu führen. Frau von Rosambo, die seit der Hinrichtung ihres Mannes den Verstand verloren, wird desselben plötzlich wieder mächtig, als sie sieht, daß man sie mit ihrem Vater zugleich holt; sie läuft zu Fräulein von Sombreuil, die in demselben Gefängnis war, und sagt zu ihr: „Bei dem Blutbad im September hatten Sie das Glück, Ihren Vater zu retten; ich werde so glücklich seyn, mit dem meinigen zu sterben.“

Balézaire, ein ehemaliger Capitain, der im Luxemburg gefangen saß, war mit einem jovialen Naturell begabt, und er mühte sich, seine Unglücksgefährten zu erheitern. Eines Abends legte er sich nieder, nachdem er ihnen die lustigsten Anekdoten erzählt. Am anderen Morgen sahen die anderen Gefangenen zu ihrem großen Erstaunen, wie Balézaire in den Hof herabstieg, indem er seine graue Hofe in Form einer Nachtmütze auf seinen Kopf gesetzt und sich große Mühe gab, sein rechtes Bein in eine Baumwollennütze zu verwandeln; der Unglückliche war toll geworden.

Die Unterhaltung, die Fröhlichkeit waren in diesen traurigen Häusern immer nur von kurzer Dauer. Manchmal hatte man, indem man mit seinen Leidensgefährten plauderte und sich gegenseitig erheiterte, Alles vergessen; aber auf einmal kamen die Gerichtsdiener, die Gendarmen und die Gabelwagen an; die Stimme des Schließers, dem die Liste der von dem Tribunal verlangten Opfer übergeben worden, ertönte unter den Gewölben in den Korridors; man hörte nur die unglückverkündenden Worte: „Man ruft Sie! . . . Gehen Sie hinunter.“ Und unbeweglich, beklommen, todtenblau wartete Jeder, nicht eher aufathmend, als bis die fatale Liste erschöpft war. Es kam vor, daß hundertzwanzig Gefangene auf einmal im Plessis und im Luxemburg verlangt wurden. Im Hofe aufgestellt, wurden sie gezählt, ehe man sie in die Gabelwagen steigen ließ. Welches Gemälde! Mütter, Ehemänner umarmten zum letzten Male das Liebste, was sie hatten. Man hörte zerreißendes Geschrei und tröstende Worte unter einander. „Lebt wohl!“ hieß es; „wir sehen uns dort oben wieder . . . Ihr, die ihr zurückbleibt, seyd mehr zu beklagen als wir.“

Einige von diesen Unglücklichen schrieben mit einem Bleistift auf ihren Knien ein letztes Liebeswort an ihre Freunde und Kinder. Frauen lagen vor den Gendarmen, vor den Kerkermeistern auf den Knien und baten: „Im Namen des Mitleids, gebt diesen Brief ab. Geben Sie diese Haare, dieses Portrait ab . . . versprechen Sie es mir! . . . schwören Sie es mir!“

Nach den Gefängnis-Reglements hatten die Gefangenen die Freiheit, jeden Tag einige Stunden in den Höfen zuzubringen, und Alle beeilten sich, diese Erlaubnis zu benutzen. Während dieser nur zu schnell vorübergehenden Stunden vergaß man die Verschiedenheit der Meinungen und Lebensverhältnisse; es war, als ob die Gefangenen nur eine und dieselbe Familie bildeten. Die wahre Gleichheit schien sich ins Gefängnis geflüchtet zu haben: der Soldat plauderte hier mit dem Priester, der Aristokrat mit dem Föderalisten, der Jakobiner mit dem Girondisten. Aber diese Augenblicke der Eingebung waren geizig, und die Stunde der Rückkehr war schnell da. Sobald die Glocke das Zeichen zum Hineingehen gegeben, eilten die Schließer mit großen Hunden herbei, die sie gegen die Säumigen besten. Wehe dem, der, in Erinnerungen versenkt, vielleicht an die Freiheit, an seine Familie und Freunde denkend, die Glocke überhörte! Wehe dem, dessen Schritte durch Alter oder Schwäche aufgehalten wurden! Schmähungen und Mißhandlungen erwarteten sie, und man warf sie in das finstere Loch, aus dem sie nicht eher heraus kamen, als bis es dem Schließer gefiel.

Den Entbehrungen des Tages folgte die Schlaflosigkeit der Nacht. Wenn die Gefangenen auf ihrer Bahre oder ihrem feuchten Strohhalm in der Ruhe Vergessenheit ihrer Leiden zu finden anfangen, kam ein Bote vom Revolutions-Tribunal, der sie rief und ihnen durch ihr Luftloch das „Abend-Journal“, wie er es nannte, zuwarf; es war ihre Anklage-Akte für den anderen Morgen, die sie mit mehr Wahrheit ihren „Todtenschein“ nannten. Ein Paar Stunden darauf, wenn sie von der ersten Aufregung sich erholt hatten und wieder eingeschlafen waren, schreckte sie die Stentorstimme eines Schließers auf, welcher schrie: „Alle Gefangene von . . . ins Tribunal! . . . keine Pakete! sie brauchen keine.“

Ein anderes Mal endlich kamen die Polizei-Beamten, beim Schein der Fackeln, um hundert, hundert fünfzig Opfer gebunden und geknebelt in ein anderes Gefängnis zu bringen. Sehr oft war dies nur ein neues System von Verationen und Martern: man wollte die Gefangenen schrecken und den Beschimpfungen des Pöbels preisgeben, den man gegen sie besten.

Des Morgens war es das erste Geschäft der Gefangenen, ihre durch die Feuchtigkeit des Ortes benetzten Kleider auszubreiten, den gemeinschaftlichen Zuber zu leeren, ihren Kerker auszukehren und ihr Bett zu machen, wenn sie sich durch Aufwand von Gold ein elendes Bett hatten verschaffen können. Doch das Temperament der Franzosen ist so glücklich, daß selbst dann die Scherze und Späße alle Stirnen aufheiterten; so rief einmal der Schauspieler Champville, der in den Mabelonnettes gefangen saß: „Vorgesehen, Bürger! Der Glückstropf geht vorüber!“ Ein andermal schritt Herr von Boulainvilliers, mit dem Hut unterm Arm und dem Stok in der Hand, in gemessenem Gang einher, um sein Nachtgeschirr zu leeren. (Schluß folgt.)

Griechenland.

Der Hof und die Gesellschaft in Athen.

(Schluß.)

Diesen vom Europäischen Geiste durchdrungenen oder angehauchten Klassen treten dann die rein Griechischen Griechen gegenüber, welche nur Griechisch sprechen, eine Griechische Kleidung tragen und nur Griechische Sitten und Griechische Nationalität kennen und lieben. Die Einen, wie Konduriotis, sitzen im Staatsrathe; Andere, wie Kanaris, sind eine Zierde der Marine, Andere wieder dienen in der regelmäßigen Armee oder im Corps der Phalangisten, wie z. B. Porthebos, der Geschichtschreiber von Suli, der seinem

Vaterlande mit dem Schwerte und der Feder gedient hat. An der Spitze des reinen Griechenthums steht aber der Name eines Mannes, der an allen politischen und militärischen Kämpfen seines Vaterlandes Theil genommen hat, Kolettis.

Unter dem Banner dieser Anführer scharft sich nun die Griechische Bevölkerung. Jene sind gleichsam die Clans-Häuptlinge, denen sich die Familie anschließt. Sonst hatte auch Jeder von ihnen seine Rhapsoden, wie die Schottischen Häuptlinge ihre Barden. Der Stamm dieser Rhapsoden ist noch nicht ganz erloschen. Denn in den Straßen von Athen trifft man noch täglich zwei Greise, von denen der eine die fünfzig und einige Gefänge abfingt, die sich auf die Familie beziehen, deren Sänger er ist, und von denen der andere ihn mit der Guitarre begleitet. Aber an die Stelle der Rhapsoden sind jetzt die Journale getreten, welche sich ebenfalls unter das Banner ihrer politischen Führer scharren. Die Kasino's und die Kaffeehäuser sind jetzt die Agora und die Pnyx, wo die öffentlichen Angelegenheiten beraten und entschieden werden. Die Volksgesänge sind verstummt, und die leitenden Artikel der Athener Journale haben sich jetzt der Leitung der öffentlichen Meinung bemächtigt.

Zu diesen regelmäßigen Bewohnern Athens, welche thätigen Antheil an dem gesellschaftlichen und politischen Leben nehmen, kommt denn noch eine bedeutende Anzahl alter Soldaten und Klienten, welche aus den Provinzen herbeiströmen, um ihren Häuptlingen ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen oder ihren Schutz nachzusuchen. Während des Tages sieht man Schaaren der alten Pallikaren in den Straßen des Hermes, des Aeolus, der Minerva und auf den Trottoirs der Agera. Sie sind bekleidet mit der Justanelle, gehüllt in einen weißen Schafspelz oder in den dicken Kaban, den sie mit vieler Würde auf einer Schulter tragen; in ihrem Gürtel steckt ein langes Messer, und in der Hand haben sie beständig die lange Pfeife. Sie leben ausschließlich auf der Straße, da ihnen die Milde des Klima's selbst während des Winters diesen Aufenthalt gestattet. Nahrung und ein Lager liefern ihnen der Tisch und das Haus des gastfreundlichen Häuptlings. Wenn die Mittel beschränkt sind, so sind es auch die Bedürfnisse. Die Fastenzeiten dauern lange, sind häufig und werden von den Griechen streng beobachtet. In der anderen Zeit besteht das gemeinschaftliche Mahl aus einem gerösteten, auf Homerische Weise bereiteten Hammel, aus einigen harten Eiern, rohen Zwiebeln und Schafkäse. Die Kosten für das Amueblement und das Tischgeräth sind ebenfalls gering. Ein kleiner runder Tisch von der Höhe eines Fußes wird in die Mitte gestellt, und um diesen lagern sie sich mit untergeschlagenen Beinen. Das Brod dient ihnen als Teller, und ihr Dolch macht die Gabeln überflüssig. Nachts werden dünne Teppiche auf den Boden ausgebreitet, und sie legen sich, in ihren Kaban gehüllt, auf demselben nieder. Der Druck der Türkischen Herrschaft hat nur Wenigen ein Amueblement, Tischgeräth, Silberzeug, Tische, Stühle oder Betten gelassen. Vornehme und Niedrige ertragen mit der größten Heiterkeit die Entbehrung aller Annehmlichkeiten des Lebens, und ein Gouverneur, ein General, ein Minister, ein Staatsrath nimmt keinen Anstand, sich auf dem mit einem dünnen Teppich bedeckten Boden niederzuliegen.

Ich habe nicht von den unteren Volksklassen gesprochen, weil, mit Ausnahme der Albanesischen Bevölkerung, alle Griechen der Klasse angehören, welche man bei uns die Mittelklasse nennt. Alle wollen sich bilden und erheben. Man lasse sich den ungebildeten Griechen kommen, um sich mit ihm in seiner Muttersprache zu unterhalten, und er wird das Wenige, was er so gewinnt, sammeln, um die Rechte in Paris zu studiren; man miethet einen Bedienten, und er wird sein Gehalt sparen, um in Pisa Medizin zu studiren. Wenn ein Griechischer Arbeiter bei einem Europäischen Fabrikanten einen Platz findet, so hat er in wenigen Monaten genug gelernt, um sich selbst zu etabliren, was ihm nicht schwer wird, in einem Lande, wo Handarbeiter selten sind, wo der Tagelöhner bis 3 Francs täglich verdient, und wo Niemand Konkurrenz zu fürchten hat. Daher auch der Eifer, mit welchem die Kinder der ärmsten Familien die Schulen besuchen.

Die Griechische Armee besteht jetzt aus 6000 Mann Infanterie und 500 Mann Kavallerie. Die erstere ist in 2 Bataillone getheilt, welche Europäische Uniform tragen, und zwar die der Bayerischen Armee, in 2 Bataillone, welche Griechisch gekleidet sind, in ein Bataillon Mainoten und mehrere mobile Kolonnen.

Außerdem besteht noch ein sehr gut organisirtes Corps von 1200 Gendarmen (chorophylakes), welche Europäisch gekleidet sind; sie sind über das ganze Land zerstreut, um die Ruhe aufrecht zu erhalten. Es ist dies ein ausgezeichnetes Corps, in welchem auch einige der früheren Klephten einen Platz gefunden haben.

Nach dem Kriege war man verlegen, wie man alle diejenigen, die freiwillig die Waffen ergriffen, und die bald ein kleines Gefolge um sich gesammelt, bald wieder einem mächtigeren Führer gefolgt waren, in den regelmäßigen Graden klassifiziren sollte: man ergriff den Ausweg, ihnen Allen den Offiziersrang zu lassen, ihnen aber nur Soldatenlöhnung zu geben. Unter dem Namen Phalangisten und unter dem Befehl eines Phalangistenführers sind sie über das ganze Land vertheilt und können sich nach Belieben allen bürgerlichen Beschäftigungen widmen. Sie sind also eine Art Invaliden-Corps, obgleich die Meisten von ihnen nicht nur sehr fähig sind, sondern auch sehr geneigt seyn möchten, die Waffen wieder zu ergreifen.

Die Militair-Marine ist 2000 Mann stark; dagegen zählt die Handels-Marine 10,000 beschäftigte Matrosen.

Diese ganze Bevölkerung von Beamten, Advokaten, Aerzten, Banquiers, Militairs und Krämeren ist dem Athen von 1820 gänzlich fremd; sie alle haben sich erst seit 1834 angesiedelt und die ursprünglich Albanesischen Einwohner zurückgedrängt. Diese, die in elenden Hütten um die Akropolis herumwohnen,

haben mit dem Fortschritt nicht gleichen Schritt halten können und sind in ihrer dürftigen Lage verblieben. Da sie geldgierig, mäßig, geduldig und arbeitsam sind, so scheint ihre Bestimmung zu seyn, die Tagelöhner und Dienstboten des Griechischen Stammes zu bleiben. Die Albanesischen Frauen sind groß und schön, aber ihnen fehlt die Anstelligkeit und Schmiegsamkeit der Griechinnen. Während der Woche sind sie nur mit einem dicken, an der Brust aufgeschlüpften wollenen Hemde bekleidet, welches von einer langen offenen Weste bedeckt wird. Sie verrichten die häuslichen Geschäfte, füllen an den Brunnen ungeheure Wasserkrüge, die sie auf dem Kopfe tragen, säugen ihre Kinder vor der Thür u. s. w. In der Nacht gehen sie nicht auf den Markt, was nach Orientalischen Begriffen gegen den Anstand verstößt, sondern überlassen den Einkauf den Männern. Sonntags sieht man die Albanesischen Frauen in einer wenig anmuthigen Stellung vor den Thüren hingelagert. Ihr Anzug ist dann prächtig und glänzend, aber nicht geschmackvoll. (R. d. P.)

England.

Zur Geschichte der Englischen Eingangszölle.

Der Ausländer sollte nur auf der Themse in London eintreten. Die Breite dieses schönen Flusses, die Fahrzeuge, welche seine Wasserfläche bedecken; der qualmende Rauch, der aus den riesenhaften Fabrikgebäuden, die wie Schreckgestalten an seinen Ufern stehen, emporwirbelt — deutet dies nicht Alles auf eine ernste Größe und auf eine gebieterische Macht? Ich frage diejenigen, welche der Dampf von der Elbe, vom Rhein, von Boulogne, von Calais oder vom Havre herbeibringt und am Tower vorüber bis an das Zollamt bringt. Vor der Erfindung der Dampfschiffe landete der Reisende, der vom Kontinente kam, gewöhnlich in Harwich oder in Dover, und das erste Blatt seines Tagebuches war dem Lobe der vor trefflichen Pferde, der prächtigen Kutschler, der herrlichen Chaussees, der Schnelligkeit, mit welcher man in England reist, dem lachenden Anblick der Englischen Landschaften und dem freundlichen Aussehen aller Gegenden gewidmet, die er durchlaufen mußte, ehe er jenen großen Marktplatz der Welt, welcher London heißt, erblickte. Aber jetzt wird der Fremde mit einem Male in den Strudel der Hauptstadt geschleudert, ohne daß er durch eine Reise von mehr als 60 Meilen allmählig dazu vorbereitet wird.

Der geräumige Quai vor dem Zoll-Amt ist der einzige Platz, den man auf dieser schnellen Reise bemerkt. Ob er gleich von den Danys und Damen, die nur auf den schattigen Alleen des Gartens von Kensington ihr Glück in ihrer gegenseitigen Bewunderung finden, wenig besucht wird, so verspricht er doch viele Genüsse. Hier scheinen die Strahlen einer schönen Winter Sonne wärmer zu seyn und den Genesenden, der hier Schutz gegen den Nordwind sucht, wohlthätig zu erquickend. Ein schöner Tag, den man auf diesem Quai verlebt, bietet ein sehr lebendiges und vielbewegtes Gemälde dar.

Am westlichen Ende des Quais liegt Billingsgate, jener große Fischmarkt der Hauptstadt, mit seinem Dock, der zur Aufnahme der Fischerkähne dient. Die Fischer kommen an, so oft das Meer ihnen günstig gewesen, und stellen ihr Fahrzeug in das Bassin. Die Gestalt dieser Fahrzeuge ist eben so verschieden als ihre Ladungen. Diejenigen, welche am häufigsten ankommen, sind mit Makrelen beladen; sie wissen die Ebbe und Fluth geschickt zu benutzen; und von dem Augenblicke ihres Einlaufens in den Hafen hängt der Borthheil und Nachtheil ihres Handels ab. Manche Barken sind sehr klein, und man findet oft, daß ein Familienvater, der eine solche Barke besitzt, seine Familie frühzeitig nützlich zu beschäftigen versteht. Zwei kleine Knaben dienen ihm als Gehülfen, während seine Frau und die übrigen Kinder zu Hause die Netze trocknen und ausbessern. — Die Barken, die ihre Ladungen verkauft haben, fahren wieder ab; ihre Segel blähen sich; und in einem günstigen Augenblicke sieht man sie den Fluß hinabfahren und schnell verschwinden.

Westlich von Billingsgate liegen die Stapelplätze für die Dampfschiffe, die nach Greenwich, Woolwich, Gravesend u. a. D. fahren. Ununterbrochen sieht man diese Fahrzeuge kommen und gehen. Wenn sie bei dem Zoll-Amt ankommen, hört man von ihnen harmonische Klänge; jedes Fahrzeug hat drei oder vier Musiker am Bord, welche die zahlreichen Passagiere mit ihren heiteren Tönen erfreuen. Auf einer anderen Seite sieht man Schiffe, die mit Köpfen und verschiedenen anderen Waaren beladen, vom Pool kommen und bis an die Londoner Brücken herangehen.

Die innere Schifffahrt, d. h. die Kanalschifffahrt, schiebt auch ihre großen Fahrzeuge, die zur Belebung dieser so beweglichen Scene beitragen, in die Themse; dann kommen kleine Schaluppen, die im Sommer zur Küstenfahrt benutzt werden, im Winter aber, wo sie sich nicht auf das Meer wagen, auch die Kanäle besuchen. Sie haben gewöhnlich solche Passagiere am Bord, die gern auf der Themse eine Spaziersahrt machen. Rechts erblickt man die prächtige Londoner Brücke, mit ihren gewaltigen Bögen, über welche unzählige Fußgänger, Wagen, Omnibus, Fiaker, Kabriolets und Karren sich hastig bewegen. Die Ebbe und Fluth des Stromes, das Gedränge der Menschen, welche kommen und gehen, nimmt uns so sehr in Anspruch, daß wir kaum bemerken, daß wir selbst einer der Schauspieler dieses großen Drama's sind, und daß unser Leben kommt und geht, wie die Wellen des Flusses.

Aber seht jenes Dampfschiff dort, das in schnellem Fluge die Wellen spaltet, die unter ihm schäumen und brausen: sein Verdeck ist mit Fremden, vielleicht mit Verbannten und Englischen Touristen angefüllt, von denen die einen sieben Tage, die anderen sieben Monate oder gar sieben Jahre auf dem festen Lande gelebt haben. Es bietet ein merkwürdiges Schauspiel dar, wenn diese Per-

sonen im Zoll-Amt aussteigen. Wie verschieden müssen die Eindrücke seyn, welche die erste Berührung des Britanischen Bodens auf Franzosen, Deutsche und Italiäner macht! Aber die Weltstadt London wird sie alle gleich gut aufnehmen, wenn sie Talente und besondere Fähigkeiten besitzen. Das Gepäck-Magazin der Dampfschiffe ist einer der größten Räume des Zoll-Amts; die täglich wachsende Zahl der Reisenden, die von dem Kontinente nach London kommen, machte ein solches Magazin nöthig, um das Bezahlen der Zollgebühren mehr zu erleichtern. Die Gegenstände, welche verzollt werden, sind besonders Bücher, Porzellan, musikalische Instrumente, Mode-Artikel, Eau de Cologne, Kupferstiche und Schuhe, die von Frankreich, Holland und Hamburg eingeführt werden. Die auf das Reisegepäck der Passagiere erhobene Steuer beläuft sich jährlich auf ungefähr 4000 Pfd. St. (27,000 Thlr.) Den Zoll-Beamten sind in Bezug auf die Reisenden liberale und milde Instructionen gegeben; bei der Ausführung dieser Instructionen herrscht ebenfalls Liberalität und Rücksicht.

Es scheint, daß alle westliche Nationen von den Römern den Gebrauch geerbt haben, von den eingeführten Waaren gewisse Steuern zu erheben. Diese Steuer-Erhebungen kamen den Souverainen zu Gute, vermehrten ihre Einkünfte und veranlaßten sie, den Handel zu begünstigen. Der Chronist Stow bemerkt, daß die Kaufleute nicht nur da sind, sich und das Land zu bereichern, sondern daß sie auch „eine gute Bolle haben, welche der Fürst scheeren kann, wann er will.“ Mit Rücksicht auf diese reiche Bolle waren die Interessen der beiden Parteien gewissermaßen identisch. Aus einem Briefe Karls des Großen scheint hervorzugehen, daß die Engländer, welche nach Rom reisten, oft den Pilgerstab und den Bettelsack trugen, um Gold- und Silberwaaren einzuschmuggeln, weil sie als Pilgrime von der Erlegung der Steuern frei waren. Karl der Große wünschte, daß die wahren Pilgrime ungehindert reisen könnten, aber er wollte auch, daß diejenigen, welche nicht sowohl in einer religiösen, als vielmehr in einer gewinnfüchtigen Absicht dorthin reisten, gezwungen würden, Steuern zu zahlen, wo Steuern gefordert würden.

Ueber hundert Jahre später legte Ethelred II. (978—1016) eine Steuer auf die Fahrzeuge und Waaren, welche in Billingsgate ankamen. Dieser Ort war damals, wie es scheint, der Hauptlandungsplatz in London. Es wurde festgesetzt, daß jedes kleine Fahrzeug einen halben Penny, jedes großes Fahrzeug einen Penny und jedes Schiff 4 Pence (3½ Sgr.) bezahlen sollte.

Nach der Eroberung Englands durch die Normannen scheint die Queenhithe, später Queenhithe genannt, der günstigste Ausladeplatz gewesen zu seyn. Im J. 1224 befaßl Heinrich III. den Beamten des Tower, die Getraideschiffe nur in der Queenhithe landen zu lassen. Zwei Jahre später mußten dieselben Beamten alle Fische wegnehmen, welche an einem anderen Orte, als in diesem Hafen verkauft würden. Im Jahre 1224 beschwerten sich die Beamten der Queenhithe über Zoll-Defraudation; vierzehn mit Fischen beladene fremde Fahrzeuge hatten ihre Waare in Billingsgate ausgeladen. Eine Strafe von 40 Schillingen wurde von nun an für solche Zoll-Defraudationen festgesetzt; aber es wurde den Fahrzeugen, die den Londoner Bürgern gehörten, gestattet, an jedem beliebigen Orte ihre Waaren auszuladen.

Richard, Graf von Cromwell, überließ im J. 1246 der Stadt London das Zollrecht und die Privilegien des Hafens Queenhithe gegen eine jährliche Summe von 50 Pfd. St. (350 Thlr.) Dieser Hafen gehörte damals unter die Verwaltung der Sheriffs von London; er war im J. 1302 von den Schiffen, welche Fische, Salz, Brenn-Materialien und andere Waaren geladen hatten, so stark besucht, daß man daselbst mehr als dreißig Waarenmesser und Lastträger anstellte. Der Ober-Waarenmesser hatte acht Lastträger-Meister unter sich, von denen jeder wieder drei Unter-Lastträger unter seiner Aufsicht hatte. Die Lastträger mußten bei Strafe der Absetzung ein Pferd und sieben Säcke halten; ungeachtet ihrer geringen Einnahme waren diese Leute dennoch sehr wohlhabend. Im J. 1343 mußten die Schiffe, welche bei Dowgate landeten, die Steuer bezahlen, welche sie hätten bezahlen müssen, wenn sie bis nach Queenhithe gekommen wären. Hundert Jahre später trat eine neue Bestimmung ein: wenn zu gleicher Zeit zwei Schiffe ankamen, so mußte eines von den beiden nach Billingsgate fahren; wenn es drei waren, so mußten zwei in Queenhithe bleiben und das dritte nach Billingsgate abgehen. Auf diese Weise wurde der Hafen Queenhithe immer am meisten begünstigt. In der Folge jedoch erhielt Billingsgate den Vorzug. Im Osten der London Bridge gelegen, war dieser Hafen für die Landung vieler Schiffe in der That viel bequemer. Japjan, welcher am Ende des 15ten Jahrhunderts schrieb, sagt, daß die im Hafen Queenhithe erhobene Zollsteuer-Einnahme so abgenommen hätte, daß sie sich jährlich nur auf 15 Pfd. St. belief. Die Kornmesser und die Lastträger dieses Hafens geriethen in eine traurige Lage, da selten noch Getraideschiffe ankamen, weil die Londoner Bäcker und Bürger ihr nöthiges Korn auf dem Lande von den Pächtern selbst kauften. Am nördlichen Ufer der Themse gab es Getraide-Niederlagen, Magazine und Keller, die den Kaufleuten gehörten, die in den nach dem Flusse führenden Straßen wohnten. Die Zahl der ausländischen Handelsleute stieg bald bis auf einundfünfzig, ob es gleich dreißig Jahre früher nur drei gab, die aus den Niederlanden waren.

Diese Ausländer bewohnten die schönsten Häuser des Stadtviertels und zahlten gern eine jährliche Miete von 20 Pfd. St. für Häuser, die bisher nur für vier Mark vermietet worden waren. Je näher ihre Häuser dem Flusse lagen, desto höher war die Miete. Zu dieser Zeit war der auswärtige Handel Englands fast gänzlich in den Händen fremder Kaufleute. In einer Urkunde von 1377 wird erzählt, daß diese Fremden nicht nur mit den von ihnen aus anderen Ländern eingeführten Waaren handelten, sondern daß sie auch in den Häfen, wo sie sich niedergelassen hatten, und sogar an anderen Orten mit derselben Freiheit wie ein geborener Engländer Käufe und Verkäufe besorgten.

Seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hob sich Englands Handel. Anfangs arm und ungebildet, nahm es nur zufällig die Fremden auf, ohne sie im geringsten zur Niederlassung auf Britischem Boden aufzufordern. Als sein Reichthum wuchs, verschmähten sie auch nicht seinen inneren Handel; ihre Klugheit und Geschicklichkeit machte sie bald zu Herren desselben. Als jedoch England später seine Macht und seinen Werth begriff, womit es die Fremden selbst bekant machte, dehnte sein Handel sich aus und erhob sich immer mehr durch seine eigenen Kinder.

Zu Anfange des 13ten Jahrhunderts, 1414 und 1415, wurde der Umlauf der unter dem Namen „halber Galeeren-Pence“ (Galley halfpence) bekanten Silbermünze verboten. Diese Münze wurde von Genuesischen Galeeren, welche Wein und andere Waaren führten, nach London gebracht. Der Quai, wo diese Galeeren landeten, heißt seitdem der Galeeren-Quai (Galley Quay). In der Nähe desselben waren große Magazine angelegt. Die Thames-Street war damals von Fremden aus allerlei Ländern bewohnt, die mit England in Verbindung standen. Sie versammelten sich meistens in den räumlichen Stuben eines cabaret restaurant, dessen dicke Wirthin, nach dem Chronisten Stow, unter dem Namen „Mutter Mam-Pudding“ bekant war. Das Hauptzimmer dieses Hauses war ohne Zweifel von Schiffszimmerleuten erbaut worden; denn sein Dach gleich einer umgestürzten Galeere, und das ganze Gebäude sah mehr wie ein Schiff, als wie ein Haus aus.

Ehe der auswärtige Handel Englands in die Hände Englischer Kaufleute überging, liefen sich der König, der Adel und die hohe Geistlichkeit in Handels-Speculationen ein. Oft erlaubten auch die Englischen Könige den Päpsten, Kardinälen und anderen ausländischen Geistlichen, Wolle und andere Waaren auszuführen, ohne Zoll zu bezahlen. Sie hatten also gleiche Rechte mit den Geistlichen Englands, die keine Abgaben zu zahlen brauchten. Die Mönche von Cîteaux wurden bald die größten Wollhändler Englands, und alle Verordnungen des Parlaments konnten den Handel der Geistlichen nicht hindern. Auf der anderen Seite muß man die einem Laien bewilligte Zoll-Freiheit als eine große Gunst betrachten; denn als im J. 1296 eine Cabinets-Ordre dem Wylmer von Valencia die zollfreie Ausfuhr von zwanzig Säcken Wolle gestattete, wurde darin gesagt: „Dies muß mit der größten Verschwiegenheit ausgeführt werden, damit kein Anderer, nach diesem Beispiel, eine ähnliche Bitte machen könne.“

In den verschiedenen Häfen waren Wachen aufgestellt, und die Schatz-Beamten hatten darauf zu sehen, daß keine Zoll-Defraudation stattfinden könne. Diese Zoll-Beamten durften keine Schiffseigenthümer seyn. Der Kaufmann, der den Zoll zu umgehen suchte, mußte es sich gefallen lassen, wenn seine Ladung konfisziert wurde. Im Jahre 1297 ließ der Mayor von London, auf Befehl des Königs, zu London eine Waage aufstellen, die derjenigen gleich war, deren man sich schon zum Wiegen der Wolle bediente. Der Ort, wo diese Waage aufgestellt wurde, war im weitesten Sinne des Wortes ein Zollhaus.

Im J. 1382 ließ John Churchman, ein Londoner Gewürzkrämer, in London auf dem sogenannten Wollen-Quai ein Haus erbauen, das zum Wiegen der Wolle bestimmt war. Man erzählt, daß der König den Befehl gab, daß, so lange John lebte, das Wiegen der Wolle immer in diesem Hause stattfinden sollte. Im sechzehnten Jahrhundert fing der Londoner Handel an, bedeutend zu werden. Im J. 1613 stiegen die Zoll-Einnahmen in dem Londoner Hafen auf 109,572 Pfd. Sterl. Im ersten Jahre der Regierung der Elisabeth 1559 wurden in Bezug auf die Erlegung der Zoll-Abgaben feste Bestimmungen erlassen, und man kann sie als das Prinzip des gegenwärtigen Systems betrachten. Bis zum J. 1590 wurden die Zoll-Einnahmen in London für 20,000 Pfd. Sterl. jährlich in Pacht gegeben; aber diese Einnahme stieg unter den Händen der Zoll-Beamten der Krone bis auf 30,000 Pfd. Sterl. Bald vermehrten die Ostindische Compagnie und andere große Gesellschaften die Einnahmen des Londoner Zoll-Amtes. Im J. 1671—1688 berechnet D'Avenant die Einkünfte des Englischen Zolles auf 335,732 Pfd. Sterl. jährlich.

Das alte Zollgebäude, das durch den großen Londoner Brand zerstört worden war, wurde durch ein größeres Gebäude wieder ersetzt. Während der folgenden fünfzig Jahre nahm der Handel einen neuen Schwung. Von 1700—1724 stiegen die Englischen Zoll-Einnahmen bis auf 1,352,764 Pfd. Sterl. jährlich; und da dieses Gebäude im J. 1718 wieder durch Feuer zerstört worden war, so erbaute man ein noch geräumigeres und bequemereres. Im J. 1725 betrug die jährliche Zoll-Einnahme in London 1,500,000 Pfd. Sterl. und stieg am Ende dieses Jahrhunderts auf mehr als 6,000,000 Pfd. Sterl.; schon bemerkte man, daß das Zollgebäude zu klein sey, als es im J. 1814 abermals gänzlich abbrannte. Die Feuersbrunst war furchtbar; die Verluste unermeßlich, sowohl an Waaren, als auch an seltenen Urkunden. Zehn Häuser der James-Street theilten das Schicksal des Zollhauses. Der Verlust, den der Handel dadurch erlitt, war sehr bedeutend; es erfolgte eine Stockung in den Geschäften. Die ankommenden Schiffe konnten ihre Waaren nicht ausladen, und diejenigen, welche abfahren wollten, konnten aus Mangel der nöthigen Papiere den Hafen nicht verlassen; aber bald wurde vorläufig für ein passendes Lokal gesorgt, und die Geschäfte gingen wieder ihren Gang.

Bei der Grundgrabung des neuen Zollgebäudes hatte der Architekt mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, da der Boden an vielen Stellen nicht fest genug war. Es mußte daher ein Pfahlrost angelegt werden. Bei der Arbeit entdeckte man das alte Bett von einem Arme der Themse, in dessen Sande man, außer versteinigerten Insekten und Muscheln, auch einige Münzen und andere Alterthümer fand.

Das neue Zollgebäude wurde den 12. Mai 1817 dem Publikum geöffnet; aber bald senkte sich der Grund, und ein Theil des Gebäudes mußte niedergedrückt werden, um ihn auf einem festeren Grunde wieder zu erbauen. Die Ausgaben, die dadurch veranlaßt wurden, beliefen sich fast bis auf eine halbe Million Pfd. Sterl.

Im J. 1840 betrug die Zoll-Einnahme im Londoner Hafen 11,116,685 Pfd. Sterl.; während die Zoll-Einnahme des ganzen Landes nur 23,344,813 Pfd. Sterl. einbrachte. Liverpool allein lieferte hierzu 4,607,326 Pfd. Sterl. Die Zahl der bei dem Zollwesen angestellten Beamten ist ungefähr 11,500. — Das Bureau des General-Zoll-Inspektors giebt täglich ein Bulletin heraus, worin die Einfuhr- und Ausfuhr-Artikel und die Zahl der ankommenden und abgegangenen Schiffe bekant gemacht werden.

Vor dem Jahre 1825 hatten sich die Statuten in Bezug auf das Steuerwesen unmaßig vermehrt; sie datirten noch von der Regierung Eduard's I.; man zählte 1500 Statuten. Diese Menge von Verordnungen bot zahlreiche Widersprüche dar, welche dem Handel zum offenbaren Schaden gereichten. England verdankt den Herren Huskisson und J. D. Pume die Revision dieser Statuten, welche sie auf eine sehr einfache Reglemente reduzirten, und man beschäftigt sich jetzt wieder mit einer neuen Redaction derselben, um bei der Anwendung von Gesetzen, die im Tarif nicht enthalten sind, Variationen zu vermeiden, die oft eine ergöbliche Seite haben. Zwei Beispiele werden dies beweisen. Ein Engländer hatte sich aus Aegypten eine Mumie kommen lassen; die Zoll-Beamten waren in keiner geringen Verlegenheit, da sie nicht wußten, wie sie diesen im Tarif nicht genannten Artikel klassifiziren sollten. Diese sterblichen Reste, diese seit dreitausend Jahren einbalsamirten und erhaltenen Muskeln konnten nicht als Rohstoff betrachtet werden, man entschied sich endlich dahin, sie als ein Fabrikat zu betrachten. Der Eigenthümer der Mumie, welcher nicht wollte, daß sie konfisziert würde, erklärte, daß ihr Werth 400 Pfd. St. wäre. Diese Erklärung kostete ihm 200 Pfd. St., weil für ein eingeführtes ausländisches Fabrikat 50% bezahlt werden müssen.

Das andere Beispiel zeigt uns ebenfalls die Zoll-Beamten in Verlegenheit, als aus Norwegen Eis eingeführt wurde. Sie wußten nicht, welches der Zollsatz für diese Waare sey. Das Zoll-Amt wandte sich daher an das Schatz-Amt, und das Schatz-Amt berief den Handels-Rath. Nach vielen Erörterungen wurde endlich beschlossen, daß dieses Eis denjenigen Zollsatz bezahlen könne, den der Tarif für trockene Güter (dry goods) vorschreibt; aber als diese Frage entschieden war, war das Eis schon geschmolzen.

Mannigfaltiges.

— Glaubensbekenntniß des Herrn Cousin. Es ist in diesen Blättern bereits der neuen Ausgabe der „Gedanken“ Pascal's gedacht worden, die Herr Victor Cousin unter den Auspizien der Französischen Academie zu veranstalten gedenkt. In seinem an die letztere abgefasteten Bericht über die Nothwendigkeit einer solchen Ausgabe *) spricht sich Herr Cousin über seine religiösen Ansichten aus, die er gegen den Bischof von Chartres zu rechtfertigen sucht, welcher ihn und seine Philosophie des Pantheismus beschuldigt hatte. Herr Cousin erwiedert darauf: „Was ist Pantheismus? Nicht etwa ein versteckter Atheismus, wie man sich ausdrückt, nein, ein erklärter Atheismus! Im Angesichte dieses großen, schönen, unübersehbaren Universums sagen: Gott ist hier ganz und gar, dies ist Gott, es giebt keinen anderen, heißt so klar als möglich sagen, daß es gar keinen Gott giebt, denn es heißt sagen, daß das Universum keine von seinen Wirkungen wesentlich verschiedene Ursache habe. — Das Universum ist die Nothwendigkeit; aber die Seele ist frei, sie ist ein fürsichseyendes und bei der harmonischen Verschiedenheit ihrer Fähigkeiten wesentlich identisch mit sich; sie kann die Tugend begreifen und zur Erscheinung bringen; sie ist der Liebe und des Opfers fähig. Nun läuft es aber wider die Vernunft, anzunehmen, daß das Seyn, welches die erste und letzte Ursache der Seele ist, ein abstraktes Seyn sey, das weniger bestige, als es gegeben, und das selbst weder Persönlichkeit, noch Freiheit, noch Intelligenz, noch Gerechtigkeit, noch Liebe habe. Entweder Gott ist ein Niederes als der Mensch, oder er besitzt wenigstens alles das, was im Menschen permanent und substantiell ist, und überdies noch die Unendlichkeit. — Ich bin frei; dies ist für mich ein unwiderleglicher Beweis, daß Gott es ist und meine Freiheit in Allem besitzt, was das Wesentliche derselben ausmacht, und in einem höheren Grade, ohne die Grenzen, welche die Leidenschaft und eine beschränkte Intelligenz meiner Natur gezogen. Die göttliche Freiheit kennt nicht die Mängel der meinigen, ihre Störungen, ihre Unsicherheiten; sie ist das natürliche Complement der göttlichen Intelligenz und Güte. Gott hatte vollkommene Freiheit, die Welt und den Menschen zu schaffen oder nicht, ganz so wie ich die Freiheit habe, diese oder jene Partei zu ergreifen.“

Der Prälat, gegen den diese Rechtfertigung gerichtet ist, hat sich jedoch damit nicht weniger als einverstanden erklärt. Vielmehr sucht der Bischof von Chartres in einem im Univers abgedruckten Sendschreiben nachzuweisen, daß diese Worte des Herrn Cousin zum Theil in Widerspruch wären mit dem, was er früher über ähnliche Materien gesagt; zum Theil aber seyen auch seine jetzigen Aeußerungen nicht mit dem zu vereinigen, was Herr Cousin angeblich seyn wolle: ein Christ im Sinne des Katholizismus.

*) S. Bibliographie von Frankreich in Nr. 12 des „Magazin“.